Psychologie.

Humoreske von Otto v. Willert.

Der Herr Professor legte das Buch fort und lehnte sich in tiefem Nachsinnen in seinen Lehnstuhl zurück.

„Ja," sagte er dann, es ist merkwürdig, wie wenig Individualität in jedem von uns steckt. Wie wenige können von sich sagen, ich bin Ich. Ich bin mein wirkliches, wahrhaftes Ich, ich bin mein eigenes Selbst."

„Ich kann Deinem Gedankengang nicht folgen," sagte die hübsche Frau Professorin, „allein ich bin überzeugt davon, daß das, was Du da eben gesagt hast, ein großer Unsinn ist."

„Das verstehst Du eben nicht, liebe Therese," erwiderte Professor Friedrich Schmidt, in seiner sanften, salbungsvollen Weise, „und ich meinte damit auch nur, wie wenig verantwortlich ein Mensch für seine Thaten gemacht werden könne. Denn alles was wir thun, thun eigentlich nicht wir, sondern es ist die Folge jener Eigenschaften der Seele und des Leibes, die auf uns durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht überkommen sind. Ich will Dir gleich ein Beispiel für die Richtigkeit dessen geben, was ich da eben gesagt habe. Ich nehme zum Beispiel Dich selber."

Frau Therese warf ihrem Manne einen sonderbaren Blick zu, sagte aber nichts.

„Du wirst z. B. doch wahrhaftig nicht behaupten wollen, liebes Kind, daß Deine Schönheit eigentlich die Deine ist. Nein, wie Dein Geld, das Geld, das Du in unsere Ehe mitgebracht hast, eigentlich das Geld Deines Vaters war, das Du nur von ihm geerbt hast, so ist Deine Schönheit eigentlich nur die Deiner Mutter, das wirst Du doch zugeben?"

„Ja, man sagt, ich sehe meiner Mutter ähnlich, das ist richtig," gab Frau Therese zu.

„Nun siehst Du. Wenn also Deine Schönheit ein Geschenk der Vererbung ist, wo, frage ich Dich, hört diese Vererbung auf? Deine Stimme z. B..."

„Meine Stimme?" unterbrach ihn jedoch Therese, „lieber Fritz, ich bitte Dich, blamire Dich nicht. Du sagtest, doch selber, daß meine Stimme „entzückend" ist, so viel ich aber weiß, hat weder mein Vater noch meine Mutter gesungen."

„Dafür aber ist Dein Großvater, ehe er Deine Großmutter nahm, wie Du mir selber erzähltest, mit einer Theatersängerin durchgebrannt."

„Aber Fritz ... und dann, sei versichert, ohne meinen Fleiß, meinen Ehrgeiz und meine feste Willenskraft hätte ich es nie so weit gebracht ..."

„Ja gewiß. Aber von wem hast Du diesen Fleiß und diese Willenskraft. Dein Urgroßvater, liebe Therese, hat sich, durch seinen Fleiß und seine Willenskraft vom Schmiedegesellen bis zum Bürgermeister emporgearbeitet und was Deinen Ehrgeiz anbelangt, so ist er zweifellos die Folge jenes krankhaften Ehrgeizes, der Deinen Großoheim Heinrich beseelt hat, dem Du übrigens auch einige moralische Defecte verdankst."

„Friedrich!" rief Frau Therese empört, „wenn Du mir moralische Defecte vorwirfst, Du ... Du ..."

„So ist das immer noch kein Grund, liebe Therese, sich zu ärgern und zwar schon deshalb nicht, weil ich Dich für dieselben nicht verantwortlich mache, sondern wohl weiß, von wem Du sie hast."

„Friedrich, ich rathe Dir ...!"

Er aber fuhr unbeirrt fort: „Deine Großmutter hatte bekanntlich einen so ungestümen, so unverträglichen Charakter, daß sie eines Tages mit der glühenden Feuerzange hinter Deinem Großvater herlief und ihn aus dem Hause jagte. Ich erinnere mich aber auch, daß Dein Ur-Urgroßvater, liebe Therese, ein so gemeiner Mensch war ..."

„, das wird ja immer besser. Also gemein bin ich, unverträglich bin ich, ich bin Dir wohl auch schon mit der Feuerzange nachgelaufen, und moralische Defecte hab ich. Nun gut, nur weiter, nur weiter ... Das aber sage ich Dir, ehe ich mich von Dir so mißhandeln lasse ... ehe ich mich von Dir so behandeln lasse, eher gehe ich aus dem Hause, eher lasse ich mich scheiden."

„Scheiden?"

„Jawohl scheiden, scheiden, scheiden!" und sie schrie es förmlich heraus.

Er aber sann einen Augenblick nach. Dann leuchtete es plötzlich über sein Gesicht und „da siehst Du wieder," sagte er, „wie recht ich habe, und wie wenig der Mensch für sein Thun und Lassen kann. Du willst Dich also von mir scheiden lassen, nicht wahr? Nun denn, da erinnere ich Dich nur an den Skandal, den Deine Großtante Anne Marie im Jahre 33 dadurch erregte, daß sie ihrem Manne davonging und sich von ihm trennte. Und nun sage noch, daß Du Du bist, und nicht eine Zusammensetzung aus den Leibes- und Seeleneigenheiten Deiner Vorfahren, was doch, liebe Therese, gerade zu beweisen war.

— Auch ein Princip. „Sag' mir nur, alter Junge, warum bezahlst Du Deine Schulden nicht? In Deiner jetzigen Situation wäre es Dir doch ein Leichtes, Deine Gläubiger einigermaßen zu befriedigen." — „Ja, weißt Du, ich habe so meine Grundsätze — wenn ich jetzt zahlte, gäben sie mir sofort neuen Credit und würden mich auf diese Weise schließlich noch ganz ruiniren!"

— Individuell. Schabchen: „... Ich wüßte Ihnen ein Mädchen mit 100,000 Mark, aber sie ist nicht hübsch." Junger Mann: „100,000 Mark? Wie haißt?! Wie können Sie das sagen, das Mädchen ist nicht hübsch?!"

Der Eidam des Krösus.

New Yorker Skizze von W. v. Schierbrand.

Viele Leute haben sich schon den Kopf zerbrochen, wie eigentlich der junge Dr. Grau dazu gekommen ist, der Schwiegersohn des „berühmten" Millionärs Barrelle zu werden. Besagter Dr. Grau ist nämlich der typische deutsche Gelehrte mit all' der Bescheidenheit, dem schüchternen Wesen, der Gründlichkeit im Wissen und der äußeren Unscheinbarkeit, die vielen dieser grundgescheiten Leute auch heute noch eigen ist. Barrelle, der Millionär, ist dagegen das Urbild eines amerikanischen Geldmenschen, nüchtern, praktisch, mit nur einem Ideal im Leben — dem Dollar. Außerdem, muß ich in Parenthese bemerken, ist die Tochter des Herrn Barrelle, trotzdem sie sein einziges Kind ist, hübsch und jung, sogar in ungewöhnlichem Maße. Wie also war es möglich, daß das scheinbar Unmögliche geschah?

Die Frage wurde neulich im Featherhead Club, einem der exclusivsten und fashionabelsten in ganz New York, aufgeworfen und nach allen Richtungen hin discutirt. Der junge Jkey Marks, einer der kühnsten Wall Street Spekulanten und in der deutschen Literatur etwas bewandert, frischte seine Reminiscenzen auf und rief: „Erklärt mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!" Er hatte mich dabei angesehen, und ich erwiderte: „Ich bin allerdings kein Graf, aber das Räthsel kann ich doch lösen."

Allgemeine Spannung. Doch ich blickte mit bedeutsamer Miene mein leeres Glas an, denn die Kehle war mir zum Erzählen zu trocken geworden, und so bestellte Jkey denn auch sofort: „Hier, William, einen neuen Whisky Sour für den Herrn!" Und erst nachdem dieser gebracht und ich den ersten Schluck gethan, hob ich zu erzählen an. Es ist ja eigentlich kein Geheimniß dabei, und so will ich sie noch einmal erzählen. Vielleicht muntert meine Geschichte einen anderen amerikanischen Millionär zur Nachfolge auf. Schaden könnte es nicht.

* * *

Dr. Grau war eigentlich Hygieniker. Das war sein Specialfach, und mit den besten Empfehlungen von wissenschaftlichen Größen Europas kam er damals aus Deutschland an, in der selbstverständlichen Erwartung, daß ihm sofort eine brillante Anstellung in New York oder Washington offerirt werden würde. Aber das geschah nicht. Dr. Grau hatte eben keinen „Pull", und was nützt alle Wissenschaft, wenn man keinen „Pull" besitzt? So fing Dr. Grau denn, da er natürlich sein Staatsexamen als Medizinier dröben bestanden und gerade nichts Besseres zu thun hatte, zu praktiziren an. Damit ging's die ersten paar Monate nicht besonders. Er war noch nicht bekannt. Aber seine europäischen Empfehlungen hatten ihm wenigstens die Pforten der sonst ziemlich unzugänglichen New Yorker „Society" geöffnet, und so erweiterten sich sein Ruf und seine Praxis denn auch schnell, obwohl ihm seine verst.... deutsche Bescheidenheit auch dabei im Wege war.

Seine Office war in einer Nebenstraße der Fifth Avenue, gerade um die Ecke von dem prächtigen Palast des Herrn Barrelle. Dessen reizendes Töchterlein hatte er schon mehrmals auf Bällen getroffen, und bei einem derselben hatte er ihr eine neue Tour im Cotillon beigebracht, die er zuletzt in Berlin gesehen. Das hatte riesigen Eindruck auf die junge Dame gemacht, und da er sogar über das Tanzen mehr wußte, als alle jungen Leute ihrer Bekanntschaft, obwohl diese die Söhne von Millionären waren, so glaubte sie auch gern alle anderen Dinge, die sie über sein gediegenes Wissen gehört.

Eines Nachts—oder eigentlich eines frühen Morgens, denn es war beinahe 4 Uhr — wurde Dr. Grau aus festem Schlafe aufgeklingelt und nach dem Hause des Millionärs Barrelle gerufen. Es war der reine Zufall, daß ihn gerade dieses Loos traf, denn der Familienarzt des Herrn Barrelle wohnte in einiger Entfernung, und da Miß Ethel, das schöne Töchterlein, so plötzlich und scheinbar nicht unbedeutend erkrankt war, so wurde eben der nächste Arzt herbeigeholt, und das war Dr. Grau. Die Sache war indeß nicht schlimm — das Fräulein hatte sich beim Tanzen überhitzt und dann unvorsichtigerweise zu viel Eiscream genossen — das war Alles, eine kleine Indigestion, die in kürzester Zeit und durch die einfachsten Mittel gehoben wurde. Aber dieser ärztliche Besuch war doch von Bedeutung, denn Ethel war durch die zarte Theilnahme, die ihr der junge deutsche Arzt bezeigte, und die schnelle Heilung dermaßen gerührt und in ihrer günstigen Meinung über Dr. Grau so bestärkt worden, daß sie ihn von Stunde an in ihr Herz schloß. Und auch er war durch die Reize des jungen Mädchens gefangen, und um es kurz zu sagen, es entwickelte sich ein wirkliches Liebesverhältniß aus einer anfänglichen bloßen „Flirtation".

* * *

Allein was wollte das besagen? Der alte Herr Barrelle war zäh — das wußte man allgemein. Und da er den Werth der Menschen nach einem Maßstab bemaß, der junge Gelehrte tief unter den Nullpunkt setzt, so glaubte Niemand, daß Dr. Grau auch nur den Schatten einer Chance habe. Er selbst glaubte es auch nicht, wenn schon er wußte, daß der Alte sehr viel auf sein Töchterchen gab und den Wunsch hatte, sie glücklich zu machen. Aber selbstverständlich nach seiner Manier, wozu vor Allem ein Eidam gehörte, dessen Geldsack entweder jetzt oder in Zukunft ebenso schwer wiegen sollte, wie der seinige.

Dem Alten war im Leben bisher Alles geglückt. Was er angerührt hatte, das war zu Gold geworden, wie einst dem König Midas. Sein Glück war in amerikanischen Finanzkreisen schon sprichwörtlich, aber gerade deshalb auch war ihm jeder mißgünstig, denn es war gar nicht zu bezweifeln, daß seine Erfolge häufig nur dem glücklichen Zufall, nicht dem Scharfsinn und Unternehmungsgeist des Mannes zu verdanken waren. Bisher hatte Herr Barrelle indeß niemals darüber nachgedacht, ob es mehr eigenes Verdienst oder mehr das Walten eines blinden Schicksals war, was ihm zu so hohem Ansehen und großem Reichthum verholfen hatte. Er hatte sein rasendes Glück als etwas Selbstverständliches acceptirt, wie Menschen, denen es so wie ihm geht, ja überhaupt sehr geneigt sind zu thun. Da wollte es einst der Zufall, daß er eines Besseren belehrt wurde, und zwar durch Niemand anders als eben den jungen Dr. Grau. Und das kam so:

Eines Tages besuchte ihn Dr. Grau — natürlich damals noch als Arzt, nicht als Privatmann. Der alte Herr hatte über diese und jene Symptome geklagt, namentlich über gelegentliche Schlaflosigkeit. Der junge Arzt untersuchte ihn sorgfältig. Dann stellte er seine Diagnose. „Unheimlich!"

„Um Gottes Willen, Doctor, was ist? Doch keine schwere Krankheit im Anzuge?" frug ganz bestürzt der Alte.

Dr. Grau lächelte. „Nein, so meinte ich's nicht," sagte er dann, „im Gegentheil. Ich wollte damit sagen, daß Ihr Gesundheitszustand für einen Millionär ein wahrhaft unheimlich guter ist. Sie verdauen vorzüglich. Sie haben keine Gewissensbisse. Sie schlafen so viel, das kann ich Ihnen versichern, als Ihnen zuträglich ist. Ihr Kopf ist kühl, Ihre Füße warm. Ihr Gehirn funktionirt vortrefflich. Ihr Gedächtniß ist tadellos. Sie sind ein Glücksmensch. Wahrhaft unheimlich."

„Was ist denn da Unheimliches dran?" wollte der erstaunte Herr Barrelle wissen. Im selben Moment betrat ein Buchhalter sein Sanktum, in dem diese Unterhaltung stattfand und überreichte ihm eine Depesche. Der Alte riß sie auf. Dann schlug er vor Freude auf die Tischplatte. „Denken Sie sich mal, Doctor," schrie er, „ich habe meinen großen Proceß gegen die „Indivisible Trust Company" gewonnen in letzter Instanz, nachdem ich denselben schon verloren gegeben hatte, denn ich stand dabei — jetzt kann ich's ja zugeben — auf schwachen Füßen und zwei untere Gerichtshöfe hatten schon gegen mich entschieden. Aber jetzt habe ich ihn doch gewonnen. Macht ein Object von $2,600,000 für mich aus, die ich schon aufgegeben hatte. Ja, ja, gegen den alten Barrelle ist nicht leicht anzukommen — er hat zu viel Glück." Und ein heiteres Lächeln umspielte seine dünnen Lippen.

Sein Gegenüber, Dr. Grau, sagte nur: „Unheimlich!"

„Wieso unheimlich?" fragte der Alte wieder.

Ein Diener trat ein und überreichte dem Alten den neuesten Curszettel. Der Millionär überflog ihn rasch. Dann schnalzte er mit der Zunge. „Grand Pacific Consolidated — 95, macht $12,000 in meine Tasche; Union Malcolm Shares 106 — auch noch $27,000 Gewinn für mich; Toledo & Wabash Preferred 87 — wieder $36,000 für mich. Sehen Sie, Doctor, so leicht wird mir's gemacht, ein Object von $75,000 zu gewinnen. Ein Anderer hätte gestern die Bear-Seite des Martes genommen — ich nicht, reiner Zufall übrigens. Resultat: der alte Barrelle ist $75,000 reicher."

„Unheimlich," bemerkte der Doctor wieder.

„Nun hören Sie mir aber mal auf, Doctor, mit Ihrem ewigen Unheimlich! Was meinen Sie eigentlich damit?"

„Oh, nichts Besonderes," sagte der junge Arzt ruhig. „Haben Sie 'mal von einem Herrn Namens Polykrates gehört?"

„Polly — polly — wie heißt er?"

„Polykrates."

„Nein, kenne Niemand, der so heißt. Wohl ein Ausländer, nicht? Vielleicht einer Ihrer Freunde, Doctor?"

„Nicht ganz — der Mann ist schon lange todt, Herr Barrelle. War ein alter Grieche —"

„Sagt's ja — ein Fremder," murmelte der alte Herr.

„Ja, alter Grieche, Herrscher der Insel Samos, wo noch heute ein famoser Wein wächst. Dieser Mann hatte auch so ein unheimliches Glück wie Sie, Herr Barrelle —"

„So, wirklich?"

„Ja, aber es nahm kein gutes Ende mit ihm — es nimmt selten ein gutes Ende mit Leuten, die ein so — verzeihen Sie das harte Wort — unverschämtes Glück haben wie Sie, Herr Barrelle."

Der alte Herr wurde weiß wie eine Kalkwand. Eine seiner wenigen Schwächen war der Aberglaube.

„Sie erschrecken mich — Sie erschrecken mich wirklich, Herr Doctor — was würden Sie mir denn rathen zu thun? Was thäten Sie z. B. an meiner Stelle, Doctor?"

„Ja, das ist eine Gewissensfrage — vor Allem müssen Sie dem Schicksal etwas anbieten, gewissermaßen als Opfer. Gerade wie es jener Herr Polykrates that.

„Half's ihm denn was?"

„Nein, ihm half's nichts — die Götter wollten sein Verderben, darum ließen sie ihm alles glücken bis auf einen gewissen Punkt, und dann brach das Unglück über ihn herein. Aber Ihnen, Herr Barrelle, würde es vielleicht etwas helfen. Um Ihnen dazu Gelegenheit zu geben, halte ich hiermit feierlichst um die Hand Ihrer einzigen Tochter an. Ethel liebt mich, wie ich sie liebe. Wir sind schon im Reinen. Sie brauchen nur noch Ihre Einwilligung zu geben," sagte der junge Arzt mit Todesverachtung, indem ein etwas erzwungenes Lächeln über sein offenes Gesicht huschte.

„Na, hören Sie mal, Herr Doctor," brummte der alte Millionär, „Ihnen meine Tochter zu geben. Wie viel haben Sie denn? Sie sind ja noch keine $10,000 werth."

„Ganz recht, aber Sie haben ja um so mehr Geld — wenigstens heute noch. Geben Sie mir die $75,00, die Sie eben so leicht verdient haben, als Mitgift. Mehr verlange ich nicht. Im Uebrigen — dies ist ja gerade Ihre Chance, dem Schicksal ein Opfer zu bringen — verschmähen Sie dieselbe nicht. Es ist vielleicht Ihre letzte Gelegenheit, ehe das Unglück über Sie hereinbricht."

Wieder erbleichte der Alte. „Sprechen Sie im Ernste, junger Mann?" frug er dann mit gedrückter Stimme. Die Geschichte von Polykrates war ihm offenbar sehr nahe gegangen.

„Natürlich, mein bester Herr, völlig im Ernst — sagen Sie Ja — wollen Sie? Sie machen Ihre Tochter und mich glücklich und wenden das drohende Unheil von Ihrem Haupte ab. Denn ich will Ihnen ganz ehrlich und offen sagen, daß Ihr jetziges Glück in der That unheimlich ist."

Der Alte seufzte. Dann sah er den jungen Arzt nochmals ernsthaft an. Und dann ergriff er schweigend dessen Hand und schüttelte sie.

„Nehmen Sie meinetwegen Ethel," flüsterte er kaum hörbar, „aber schnell, ehe mir's wieder leid wird."

* * *

So ist Dr. Grau der Schwiegersohn des reichen alten Barrelle geworden. Ich brauche wohl kaum besonders zu erwähnen, daß Beide, der Alte wie der Junge, dem seligen Herrn Polykrates dankbar sind, daß er sich einst von Friedrich von Schiller in eine Ballade hat übertragen lassen.

Des Doktors Verlobung.

Von Ferd. Gruner.

Doctor Kraus war ein behäbiger, älterer Junggeselle, der aus seiner Advokaturpraxis sich ein erkleckliches Sümmchen — man sprach von hunderttausend Gulden — hinüber geretet hatte in sein Privatleben, in das er sich an seinem fünfzigsten Geburtstage zurückgezogen hatte. Er war noch ein sehr rüstiger Herr, kein Härchen auf seinem Kopfe grau und seine Stirn noch ohne das kleinste Fältchen. Sein Herz konnte noch rascher pochen, wenn ein hübsches Mädchen ihm lächelnd in die Augen sah. Freilich, eines tieferen Empfindens hielt er sich nicht für fähig. Er war eigentlich ein rechter Flatterkopf, denn ihm gefielen alle jungen Mädchen, wenn sie ein rothes Mündchen und lachende, große Augen hatten.

Doctor Kraus sagte sich daher in einsamen Stunden, wenn ihm ärgerlicherweise kein Schlaf in die Augen kommen wollte, daß er eine Frau nur unglücklich machen würde, denn er zweifelte nicht daran, daß ihm auch nachher noch hübsche Mädchen gefallen würden. Philisterhaft ängstlich wich er jedem Wege aus, der ihm ein Holzweg dünkte, auf dem seine männliche Tugend hätte Schiffbruch erleiden können. Wenn es irgendwie anging, mied er weibliche Gesellschaft, denn eine angeborene Schüchternheit trieb ihm, wie sehr er auch dagegen ankämpfte, selbst im Mannesalter noch eine verlegene Röthe in die Wangen, wenn ein Femininum unerwartet in seiner Nähe auftauchte.

Doch brachte er in seiner Art dem Weibe, wie er es wissenschaftlich nannte, reges Interesse entgegen. Er war ein genauer Kenner jener Literatur, welche die Frauenseele zum Studium sich erkoren. Mit Eifer hatte Doctor Kraus alle diese Werke gelesen und analysirt. Diese Analysen ergaben aber fast immer ein negatives Resultat und so wurde er ein Pessimist, der die moralischen Qualitäten des weiblichen Geschlechts recht niedrig bewerthete.

So hatte er einmal in vorgerückter Stunde und Stimmung am Stammtische mit wehmüthigem Bedauern von der Verderbniß gesprochen, die durch das Weib in die Welt gekommen. Mit lächelndem Schweigen hatten Alle zugehört, und nur Schriftsteller Roder, der ihm zunächst an dem großem, runden Tische saß, hatte die harmlose Frage gestellt, woher denn ihm, der die Weiber mied, diese kluge Erkenntniß gekommen sei. Stotternd hatte Dr. Kraus das Geständniß abgelegt, daß er diese geläuterte Erfahrung aus der Literatur geschöpft habe. Ein Höllengelächter lohnte seine Aufrichtigkeit und mit gutmüthigem Spotte klopfte ihm der Schriftsteller auf die Schulter: „Ich bin just auch Einer von der Literatengilde und wenn ich in meiner Ehe jene Erfahrung gemacht hätte, die ich in meinen Romanen geschildert, hätte ich mir oder einem Andern ein Stückchen Blei durch die Schläfe gejagt. Aber ich lebe trotz meiner unerquicklichen Schilderungen in glücklichster Ehe, meine Alte betreut mich mit geradezu rührender Sorge und da kommt der liebe Doctor und erzählt, daß er seine Kenntniß des Weibes aus der Literatur geschöpft habe. Ha ha!"

Der Doctor war blutroth geworden bei diesem Geständnisse des Romandichters. Sein idealer Traum über den hohen Werth der Literatur war in seine ganze Kenntniß des Weibes, die er darauf aufgebaut. Und doch fühlte er, wie mit diesem schmerzlichen Gefühle ein anderes, eigenthümliches, ja gar nicht unangenehmes in sein Herz zog. Es überkam ihn — er wußte nicht wie — ordentlich wie eine Erleichterung, daß die ungesunden Triebe, mit welchen die moderne Literatur die Frauen auszustatten pflegt, eigentlich nur Dichtung seien.

Wie ein zündender Blitzschlag war es in sein fünfzigjähriges Herz gefallen, die graudüstere Nebelstimmung hinweggefegt und mit lachenden Augen wie einst, da er als flotter Corpsstudent im ewig fidelen Jena tolle Streiche vollführt, blickte er in die Welt, die mit jungem Grün sich schmückte.

Gegenüber dem „Schwan", in dem Doctor Kraus die gute Hälfte seiner freien Zeit — und er hatte deren vierundzwanzig Stunden täglich — zubrachte, lag ein hübsches, einstöckiges Haus. Mit dem hellen, soliden Anstriche harmonirten die Blumen in den Fenstern recht gut. Hinter den schneeigen Gardinen muß es lauschig und heimlich sein, sagte sich mit wehmüthigem Seufzer der Doctor, wenn er sich dabei an die sechszehn unwirthlichen Wände erinnerte, die er sein Heim nannte. Frau Kathi, seine alte Hausgenossin, verstand es leider so wenig, ihm dasselbe wohnlich zu gestalten. Es litt ihn daher nicht in der einförmigen Stille, die nur das Ticken des Holzwurmes unterbrach.

Da war es im „Schwan" gemüthlicher. Die behäbige Frau Wirthin begrüßte ihn immer mit ihrem süßesten Lächeln und die flinke Theres kredenzte ein so süffiges, schäumendes Bräu, daß es fürwahr kein Wunder war, wenn ihn engere Bande an den „Schwan" knüpften als an Frau Kathi mit ihrem ewigem Schnupfen, den sie jahraus, jahrein mit starkem „Rapé" bekämpfte. Gewöhnlich saß er schon Morgens um neun Uhr im „Garten" des Hotels.

Der „Garten" wurde alltäglich vom Piccolo vor dem Hause errichtet, denn er bestand aus ein paar grün angestrichenen Kästen, an deren Holzspalier Epheu kümmerlich sich rankte. Diese Kästen wurden gegen die Straße zu aneinander gereiht und hinter dieser lebendigen Hecke zwei oder drei Tischchen aufgestellt.

In diesem „Garten" also saß allmorgendlich Doctor Kraus und trank seinen „Gespritzten", während er behaglich eine Havanna — echt importirt — schmauchte. Dabei wurde es ihm aber hie und da recht langweilig, denn Gesellschaft hatte er bei diesem zeitigen Frühschoppen keine. So schweiften seine Augen trübselig an den Häusern des Marktes entlang, die, so lange er sie kannte, mit ihren Spitzgiebeln immer so düster ausgesehen hatten.

An dem Hause mit dem hellen, soliden Anstriche, das in die graue Stillosigkeit mit seinem gefälligen Aeußeren eigentlich gar nicht hineinpaßte, blieb sein Blick haften. Da wurde im ersten Stockwerke ein Fenster geöffnet, zwischen dessen Flügeln zierliche, rötliche Blumen in Töpfen blühten und ein rosig angehauchter Frauenkopf, auf dem ein kleines, weißes Morgenhäubchen kokett prangte, erschien in demselben. Ein molliges, zartes Persönchen mit gekräuseltem, braunen Haar und Grübchen in den Wangen. Sie schüttelte die Gardinen vorsichtig, dann ließ sie sie draußen im Winde flattern, dabei wurde ihr Arm sichtbar, ein weißer runder Arm.

Mit seltsamem Gefühl schaute Doctor Kraus dem häuslichen Wirken und Weben der Frau Lilli Waller, der Landesgerichtsraths-Wittwe, die vor Kurzem nach dem Städtchen übergesiedelt war, zu. Er kannte sie eigentlich nicht, denn er hatte sie noch nie gesehen, aber die Schwanenwirthin hatte ihm jüngst erzählt, daß drüben in der Apotheke, im ersten Stock, diese Dame eingezogen sei. Mit kritischem Auge betrachtete er das rundliche hübsche Frauchen, da flog ein kurzer Blick aus dem Fenster zu ihm herüber, daß er erröthete, als ob man ihm an der Nase angesehen, was ihm plötzlich in den Sinn gekommen war. Unwillkürlich lüftete er grüßend den weichen Filzhut. Mit einem einfachen, reizenden Nicken des Kopfes dankte Frau Lilli, dann verschwand sie vom Fenster. Wohl noch eine Stunde saß Doctor Kraus im „Garten" vor dem Schwan und blickte ein paar Mal scheu hinüber, aber er sah Niemand mehr.

Am nächsten Tage nahm er wieder seinen gewohnten Platz im „Garten" ein und wie gestern öffnete sich ein Fenster im ersten Stock des gegenüberliegenden Hauses: ein brauner Frauenkopf erschien in demselben und stäubte wieder die Gardinen aus, dabei flog ein Blick herüber zu dem einsamen Gaste, der ihn herzklopfend auffing und mit einer tiefen Verbeugung grüßte.

So ging es Tag um Tag. Sie sahen und grüßten sich. Einmal wollte sich Dr. Kraus überzeugen, ob es nur Zufall sei, daß drüben just immer dann die Gardinen gelüftet wurden, wenn er im „Garten" saß. Er blieb in der Gaststube, wo er von einem Winkel aus ungesehen das Fenster beobachten konnte.

Richtig! Es öffnete sich drüben ein Fenster, die Frau Landesgerichtsraths-Wittwe erschien an demselben und begoß die Blumen. Aber plötzlich schoß das Wasser aus dem Fenster auf die Straße hinunter, dem unglücklichen alten Briefträger Frank mitten in seine Briefe hinein und als er erschreckt in die Höhe sah, ergoß sich ein kalter Strahl in sein Gesicht, daß er einen furchtbaren Schrei ausstieß. Die schöne Wittib hatte den Doktor nicht an jenem Platz gefunden, an dem sie ihn seit Wochen zu sehen gewohnt war, und in der Aufregung darüber hatte sie ihre Blumen vergessen.

An jenem Vormittage schüttelte die Schwanenwirthin besorgt den Kopf über ihren alten Stammgast, der seit zwanzig Jahren zum Frühschoppen drei „Gespritzte" trank, heute aber schon sechs hinter die Binde gegossen hatte und dabei, wiewohl er allein war, immer still vor sich hinlachte. — Am nächsten Tage erwachte Doktor Kraus erst gegen Mittag mit einem dicken Kopfe, in dem verworrene Gedanken sich kreuzten. Nur dunkel erinnerte er sich an die Ereignisse des vorhergegangenen Abends. Es war ein festliches Gelage gewesen, dessen Ursache ihm nicht ganz erinnerlich war. Das Rebenblut hatte mit goldgelbem Schimmer in den Gläsern geperlt, die hell zusammenklangen, wenn einer der Stammgäste eine schwungvolle Rede gehalten.

Nebelhaft verworren lag Alles in seinem Kopfe durcheinander, lose Fragmente, denen der innere Zusammenhang fehlte; der alte Briefträger Frank hatte lallend in der „Schwemme" von der liebenswürdigen, wunderhübschen Landgerichtsraths-Wittwe erzählt, die ihm für seinen Schrecken, den er durch die kalte Douche erlitten, eine Fünfer-Note in die Hand gedrückt und ihn gefragt, ob der Herr Doktor Kraus verreist wäre, weil er nicht drüben im „Schwan" sei.

Schriftsteller Roder hatte dann am Stammtische eine fulminante Rede vom Stapel gelassen, in welcher er — Doktor Kraus erröthete heute darüber — den Wunsch aussprach, es möge noch ein Kranz liebreizender Kinder des Doktors künftiges Heimwesen mit fröhlicher Jugendlust erfüllen.

Vergeblich zerbrach sich der Doktor den Kopf, weshalb Roder gerade dieses Thema sich erkoren; er hatte doch mit Niemandem darüber gesprochen, was sein fünfzigjähriges Mannesherz seit gestern bewegte.

So sah er mit halbgeschlossenen Augen in die Sonnenstrahlen, die im Fenster blinkten, eine träumerische Stimmung wollte ihn überkommen, da erscholl plötzlich aus der Küche ein fürchterliches Getöse, ein Klirren von zerbrochenen Gläsern und Tellern, daß Doktor Kraus erschrocken mit beiden Füßen aus dem Bette sprang.

Die Küchenthüre wurde aufgerissen und herein stürmte mit rothem Kopfe Frau Kathi, ein noch feuchtes Zeitungsblatt — die soeben ausgegebene „Wahrheit" des Schriftstellers Roder — in der Hand haltend. „Das ist also der Lohn für meine dreißigjährige treue Dienstzeit, während welcher ich Leid und Freud mit dem Herrn Doktor getheilt hab, daß ich jetzt erst aus der Zeitung erfahren muß, daß der Herr Doktor in den heiligen Stand der Ehe treten will, so kam es zwischen Schluchzen und Seufzen zornig von ihren Lippen.

Der Doktor hatte unwillkürlich den Mund geöffnet, als die Redefluth seiner Kathi über ihn sich ergoß. Endlich stammelte er fassungslos: „Aber Kathi, liebe Kathi, Sie träumen wohl. Ich, ich hätte ... sollte heirathen wollen, das ist ..."

„Ich träume gar nicht, Herr Doktor," sagte Frau Kathi scharf und sah den gänzlich Zusammengeknickten verächtlich an, „da lesen Sie, hier steht es schwarz auf weiß", und damit hielt sie ihm die „Wahrheit" unter die Nase.

Mit zitternden Händen griff der Doktor darnach, klemmte den Zwicker auf die Nase, aber auch diese bebte so, daß jener herunterfiel und zerbrach. Endlich war ein Reserveglas zur Stelle und der Doktor las mit tonloser Stimme die Annonce, welche einen breiten Raum in der „Wahrheit" einnahm:

Lilli Waller
Dr. Karl Kraus
empfehlen sich als Verlobte.

Doll wirbelte es in seinem Kopfe und seine Zähne schlugen hörbar aufeinander.

Was würde Frau Lilli Waller sagen, wenn sie diese Verlobungs-Anzeige las, von der sie keine Ahnung haben konnte. Wie mußte er in ihren Augen dastehen als ein Unwürdiger, ein Harlekin, der mit dem Heiligsten Possen trieb?

Das rüttelte ihn aus seinen Gedanken auf, er mußte sofort zu der Frau Landgerichtsraths-Wittwe hin, ihr erklären, daß diese Meldung nur das Werk eines verruchten Bubenstreiches sei.

Mit fiebernder Hast legte er den eleganten Salonanzug an, den er wüthend von Frau Kathi verlangt hatte, die bei seinem Zornesbeben sich verschüchtert in die Küche zurückgezogen hatte, durch das kleine Fensterchen ihn aber heimlich beobachtete, wobei manche Thräne über ihre Wange rollte über ihren „unglücklichen Herrn".

In scheuer Eile durchmaß Doktor Kraus mit gesenktem Kopfe die Straßen. Er konnte Niemandem in die Augen sehen. „Hallo," rief ihn plötzlich eine bekannte Stimme an, „wohin so eilig?" Es war der Schriftsteller Roder, der eben vom Frühschoppen heimkehrte. Aber wortlos sauste der Doktor vorüber.

„Ich gratulire," hörte er noch hinter sich rufen, dann hatte er die Apotheke erreicht und stieg herzklopfend die Stiege zum ersten Stock empor. Kaum hatte er die Glocke gezogen, als die Thüre schon geöffnet wurde. Das Mädchen wis ihn in den Salon, einem vornehm-einfach ausgestatteten Gemache mit rothen Plüschmöbeln. Kaum hatte er Zeit, seinen Cylinder aus der Hand zu legen, um sich den Schweiß zu trocknen, der ihm auf die Stirne getreten war, als aus dem Nebenzimmer die Frau Landgerichtsrath-Wittwe hereinrauschte.

„Doktor Kraus," stotterte er und verbeugte sich tief.

„Mein Herr," sagte Frau Waller mit vibrirender Stimme, „Sie haben ein seltsames Spiel mit einer Frau getrieben, die Ihnen nie ein Leid zugefügt."

„Verzeihung, gnädige Frau," stammelte Doktor Kraus und warf einen bittenden Blick zu der zürnenden Frau hinüber, die an der schneeigen Gardine lehnte. Ein Zug des Unwillens lag auf dem hübschen Gesicht, das dem Doktor in der Nähe noch viel schöner vorkam als aus der Ferne. „Verzeihung, es thut mir außerordentlich leid, Ihren werthen Namen in solcher Verbindung mit dem meinen zu sehen."

„Außerordentlich leid thut es Ihnen, mein Herr?" Ein zündender zürnender Blick setzte des Doktors Gesicht in brennende Gluth.

„Ich habe mich unrichtig ausgedrückt. Verzeihung, Gnädige, ich meinte, das heißt, ich würde mich ja außerordentlich glücklich schätzen, wenn jemals mein Name in so inniger Verbindung mit dem Ihren genannt würde. Mit Recht nämlich, das heißt, wenn ich dazu berechtigt wäre, aber so ... Verzeihung ..." Er faßte die kleine schmale Hand und wollte sie küssen.

„Mein Herr ... Und wie gedenken Sie meine Ehre, die durch diese Verlobungsanzeige in der „Wahrheit" tangirt ist, wieder zu rehabilitiren?" frug Frau Lilli mit etwas unsicherer Stimme und blickte scheu an dem Doktor vorüber.

Dieser fuhr sich mit der Hand durch das sorgfältig gekämmte Haar, daß es zu Berge stieg; einen Augenblick schwieg er, dann nahm er einen mächtigen Anlauf und begann erst stotternd dann immer wärmer werdend:

„Meine Gnädigste, ich fühle, daß ich Ihnen Genugthuung schulde, aber ich weiß bei Gott nicht, wie ich es thun soll. Mir wirbelt noch Alles bunt durch den Kopf. Ich kann keinen rechten Gedanken fassen. Aber wenn es schon sein muß ... das heißt, wenn Ihnen ein Fünfziger, der einsam in der Welt sich langweilt, noch nicht zu alt scheint. Das heißt, wenn Sie nur einen Funken wärmeren Empfindens für den alten Knaster — verzeihen Sie meine burschikose Ausdrucksweise — hätten, so könnte vielleicht die Verlobungs-Anzeige zu Recht bestehen und wäre das Ungeheuerliche eines Widerrufs damit aus der Welt geschafft. Es ist zwar kein Jünglingsherz mehr, kein flotter Bursch, der um Liebe freit, aber vielleicht weckt es in Ihrer Brust ein gleiches Empfinden ...."

Verlegen zupfte Frau Waller an den Spitzen der eleganten Seidenschürze, die sie über das rosa Hauskleid gebunden hatte, dann hob sie langsam die Augenlider, ein fröhliches Leuchten ging über ihr Gesicht und als Doktor Kraus in diesem feierlichen Augenblick die Arme öffnete, sank sie erröthend an seine Brust.